

Das Ruhrgebiet ist eine ganz besondere
Geschichtslandschaft. Anders als die
allermeisten sonstige historisch entstan-
denen Landschaften, verdankt es seine
Entstehung nicht den mehr oder weniger
zufälligen territorial- und dynastiege-
schichtlichen Verstrickungen deutscher
und europäischer Geschichte, und es
schmückt sich deshalb auch nicht mit
einem auf die Wittelsbacher oder Wettin-
ner, die Hohenzollern oder gar die Hanse
zurückreichenden Selbstbewusstsein.

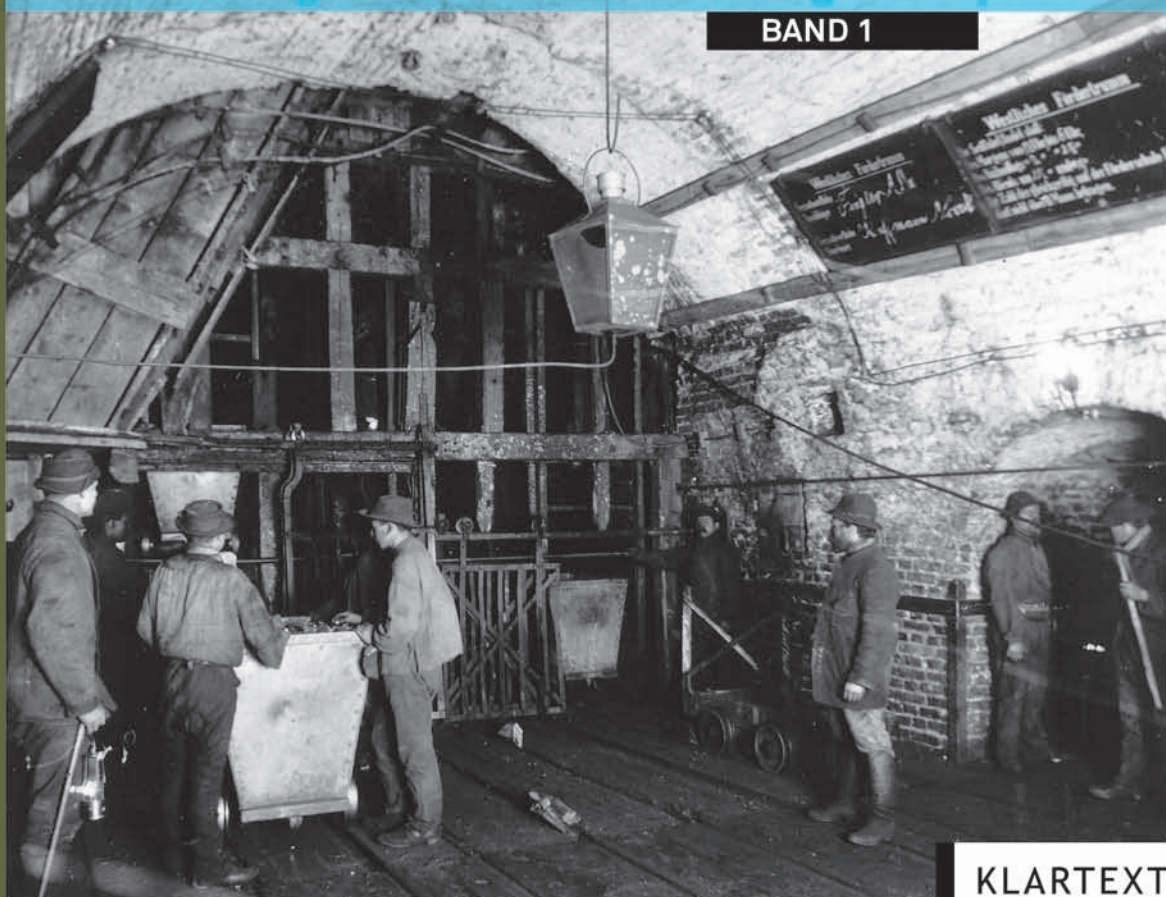
KLAUS TENFELDE / THOMAS URBAN (HG.)

DAS RUHRGEBIET

EIN HISTORISCHES LESEBUCH

Entstehungsgrund für diese, nach London
und Paris, größte Städteballung Europas

BAND 1



KLARTEXT

Das Ruhrgebiet –
Ein historisches Lesebuch

Das Ruhrgebiet – Ein historisches Lesebuch

zusammengestellt und bearbeitet von den
Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern
des Instituts für soziale Bewegungen
der Ruhr-Universität Bochum und der
Stiftung Bibliothek des Ruhrgebiets

in zwei Bänden herausgegeben von
Klaus Tenfelde und Thomas Urban

Bd. 1

Die Umschlagabbildung zeigt einen Füllort der Schachanlage Shamrock 3/4 in (Herne-)Wanne mit moderner Doppelförderungsanlage um 1896 (Fotograf unbekannt; Bergbau-Archiv Bochum 32/4496: Album »Bergwerksgesellschaft Hibernia 1873–1898«). Die Abbildung ist abgedruckt in: Gabriele Unverferth/Evelyn Kroker, Der Arbeitsplatz des Bergmanns in historischen Bildern und Dokumenten, 5. Aufl., Bochum 2003, S. 147; Michael Farrenkopf, Mythos Kohle. Der Ruhrbergbau in historischen Fotografien aus dem Bergbau-Archiv Bochum, Münster 2009, S. 48. Die Karte im Vorsatz aus: Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund (Hg.), Die Entwicklung des niederrheinisch-westfälischen Steinkohlen-Bergbaues in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Bde. 1–12, Bd. 10: Wirtschaftliche Entwicklung, Berlin 1904, vor S. 9.

Die Karte im Nachsatz aus: Klaus Tenfelde, Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert, 2. Aufl., Bonn 1981, S. 59 (Vorlage aus: Wilhelm Runge, Das Ruhr-Steinkohlenbecken, Berlin 1892, Tafel 1).

Gefördert durch



**Stiftung
Mercator**

Diese Quellensammlung bietet sich sowohl für den Geschichtsunterricht in der Sek I als auch in der Oberstufe an, da sich auf dieser Basis ein differenziertes Bild des Ruhrgebiets entfalten lässt. Die thematische Vielfalt der zusammengestellten Text- und Bildquellen ermöglicht nicht nur die Berücksichtigung individueller Interessenlagen von Schülerinnen und Schülern sondern kommt damit auch der Forderung nach Multiperspektivität besonders nach. Durch die Aufbereitung werden die Schülerinnen und Schüler zudem in ihrem eigenverantwortlichen Lernen unterstützt und gefördert.

1. Auflage, Juli 2010

Satz und Gestaltung: Klartext Medienwerkstatt GmbH, Essen

Umschlaggestaltung: Volker Pecher, Essen

Druck und Bindung: Druckerei Strauss, Mörlenbach

© Klartext Verlag, Essen 2010

ISBN 978-3-8375-0286-2

Alle Rechte vorbehalten

www.klartext-verlag.de

Inhalt

Das Ruhrgebiet: Raum – Zeit – Quellen (Einleitung)

<i>Von Klaus Tenfelde und Thomas Urban</i>	9
I. Die Entwicklung der schwerindustriellen Ballungsregion	9
II. Raum und Geschichte	13
III. Quellen und Dokumente zur Ruhrgebietsgeschichte – Ziele der Dokumentation	16
IV. Editorische Hinweise	20
Dokumentenverzeichnis und Kurzregesten	23

BAND 1

Kapitel I

Von der Alten Welt zum Bergbauland	51
<i>Von Dieter Scheler</i>	
Dokumente	56

Kapitel II

Frühindustrialisierung	125
<i>Von Thomas Urban</i>	
Dokumente	132

Kapitel III

Industrielle Revolution und die Entstehung des Ruhrgebiets	177
<i>Von Gunnar Gawehn und Marco Rudzinski</i>	
Dokumente	182

Kapitel IV

Arbeit in der Schwerindustrie	227
<i>Von Hans-Christoph Seidel</i>	
Dokumente	232

Kapitel V

Die Entwicklung der Städte bis zum Ersten Weltkrieg	281
<i>Von Benjamin Ziemann und Klaus Tenfelde</i>	
Dokumente	286

Kapitel VI

Oberschicht, wirtschaftliche Führungsgruppen und industrielle Interessenpolitik	341
<i>Von Barbara Michels</i>	
Dokumente	346

Kapitel VII

Arbeiterleben und Arbeiterkultur in der schwerindustriellen Erwerbswelt	399
<i>Von Klaus Tenfelde</i>	
Dokumente	404

Kapitel VIII

Sozialer Konflikt und Gewerkschaften bis zum Ersten Weltkrieg	449
<i>Von Klaus Tenfelde</i>	
Dokumente	454

Kapitel IX

Weltkrieg, Bürgerkrieg, Besetzung 1914–1924 – Das »unberechenbare Jahrzehnt« . . .	501
<i>Von Holger Heith</i>	
Dokumente	505

BAND 2

Kapitel X

Weimarer Republik –	
Zwischen scheinbarer Stabilisierung und Weltwirtschaftskrise (1923–1932)	551
<i>Von Jürgen Mittag und Karsten Rudolph</i>	
Dokumente	557

Kapitel XI

Nationalsozialistische Machtübernahme und	
Konsolidierung der Terrorherrschaft 1933/34	611
<i>Von Silvia Lagemann und Thomas Urban</i>	
Dokumente	615

Kapitel XII	
Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg	653
<i>Von Gustav Seebold und Holger Heith</i>	
Dokumente	659
Kapitel XIII	
Trümmer, Armut, Arbeit. Der Wiederaufbau der Region	715
<i>Von Jürgen Jenko</i>	
Dokumente	720
Kapitel XIV	
Von der Industriestadtregion zur modernen Großstadtregion	767
<i>Von Klaus Tenfelde und Benjamin Ziemann</i>	
Dokumente	773
Kapitel XV	
Wirtschaftlicher Strukturwandel – technische Innovation und Arbeit im Ruhrgebiet.	831
<i>Von Walter Vollmer und John Wesley Löwen</i>	
Dokumente	839
Kapitel XVI	
Gewerkschaften, sozialer Konflikt, Mitbestimmung, Sozialdemokratisierung.	889
<i>Von Helke Stadtland</i>	
Dokumente	896
Kapitel XVII	
Gesellschaftlicher Strukturwandel – Bildungsrevolution, Daseinsweisen und soziokulturelle Herausforderungen	947
<i>Von Jens Adamski und Julia Riediger</i>	
Dokumente	951
Kapitel XVIII	
Ruhrstadt – Kulturhauptstadt. Region und Identität nach 1945	1001
<i>Von Dagmar Kift</i>	
Dokumente	1006

ANHANG

Verzeichnis der Abkürzungen	1055
Erklärung der bergmännischen Fachausdrücke (Bergbau-Glossar)	1061
Auswahlbibliografie	
1. Einführungen und Überblickswerke, Quellensammlungen und „Lesebücher“	1065
2. Hilfsmittel (Atlanten, Beständeübersichten, Bibliografien, Forschungsberichte etc.)	1066
3. Ausstellungs- bzw. Museumskataloge und Zeitschriften	1067
4. Wichtige neuere Werke zur Bevölkerungs- und Stadtgeschichte	1068
5. Wichtige neuere Werke zur Industrie- und Sozialgeschichte	1069
Verzeichnis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	1073
Nachweis der Urheberrechte	1075
Register	1077

Das Ruhrgebiet: Raum – Zeit – Quellen (Einleitung)

Von Klaus Tenfelde und Thomas Urban

I. Die Entwicklung der schwerindustriellen Ballungsregion

Das Ruhrgebiet ist eine ganz besondere „Geschichtslandschaft“. Anders als die allermeisten sonstige historisch entstandenen Landschaften, verdankt es seine Entstehung nicht den mehr oder weniger zufälligen territorial- und dynastiegeschichtlichen Verstrickungen deutscher und europäischer Geschichte, und es schmückt sich deshalb auch nicht mit einem auf die Wittelsbacher oder Wettiner, die Hohenzollern oder gar die Hanse zurückreichenden Selbstbewusstsein. Das Ruhrgebiet ist nicht von Fürsten, es ist von den Menschen der Moderne „gemacht“ worden, von Unternehmern und Arbeitern. Der ausschließliche Entstehungsgrund für diese, nach London und Paris, größte Städteballung Europas war der Aufstieg der Montanindustrie, von Bergbau und Stahl, im Zeitalter der Industrialisierung.

Es gab eine Geschichte des Ruhrgebiets „vor“ dem Ruhrgebiet. Dass sich hier wie andernorts in Deutschland und Europa seit dem frühen Mittelalter eine vergleichsweise dichte Städte- und Kulturlandschaft entfaltet hatte, macht die Region für die Erforschung und Kenntnis des Mittelalters und der Frühen Neuzeit so interessant wie jede andere. Mit Duisburg, Dortmund und Essen entwickelten sich zeitweise bedeutende Städte. Selbst für die Römerzeit, die Jahrhunderte der Völkerwanderungen und das frühe Mittelalter bis zur Zeit der Karolinger bietet der Raum gelegentlich überraschende Einsichten. Soweit sich Erkenntnisse auf schriftliche Quellen stützen können, wird er seit dem späten 8. Jahrhundert fassbar. Von Kohlefunden berichten die Quellen jedoch erst seit dem späten 13. Jahrhundert. Vom Eisen und von sonstigen Metallen ist früher schon die Rede – freilich kaum im späteren Ruhrgebiet, eher schon im südlich angrenzenden Bergischen Land und in der Region, die heute Sauerland heißt.

Kohlenhandel am Rhein lässt sich im späten Mittelalter nachweisen, aber Transporte aus dem Aachener Revier und vielleicht sogar aus dem Raum um Lüttich waren vermutlich bedeutender als solche von der Ruhr. Das hing mit Transportwegen, Berechtigungen und territorialherrschaftlichen Ansprüchen zusammen, auch lagen die Fundstätten in wenig besiedelter Gegend, und die im mitteldeutschen und habsburgischen Erzbergbau längst fortgeschrittenen Abbau- und Fördertechniken dürften die Region erst seit dem 18. Jahrhundert erreicht haben. Damals erst begannen, in der Zeit des preußischen Merkantilismus, im Wesentlichen aus fiskalischen Gründen gezielte Maßnahmen zur Erschließung der Bodenschätze in der Region, die allerdings immer noch in mehrerer Herren Ländereien aufgesplittert war. Immerhin, am Ende

des 18. Jahrhunderts gab es bereits rund 1.700 Bergleute, bei zunehmender Tendenz. Auch nachdem die Gesamtregion beim Wiener Kongress endgültig an Preußen gelangt war, blieb das Wachstum noch verhalten. Früher schrieb man dem alten Bergrecht und einer unter dessen Ägide zögerlich handelnden, beamteten Bergbauleute die Hauptschuld an der einstweilen sehr langsamen Entwicklung zu. Dass sich diese seit den 1830er Jahren deutlich beschleunigte, war dem technischen Fortschritt, vor allem den Anfängen des Tiefbaus auch unterhalb der den Karbon überlagernden, stark Wasser führenden Mergelschicht, sowie dem sich abzeichnenden Eisenbahnbau geschuldet.

Das lenkt den Blick auf die Dampfmaschine und damit auf Eisen und Stahl. Man kann sagen, dass dieser Branche in der Anlaufphase der Industriellen Revolution eher größere Bedeutung zukam als dem Bergbau: Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden bereits mehrere Betriebe zur Verhüttung des Raseneisenerzes, das man in der Emschermulde fand. Aus ihnen sollte bald die später so genannte Gutehoffnungshütte in Oberhausen werden, der erste „Großbetrieb“ schon an der Wende zum 19. Jahrhundert mit bald mehreren Hundert Arbeitern. Die Kruppsche Gussstahlfabrik, 1811 gegründet, konnte lange Zeit nicht mithalten, aber dieses Werk sollte den ausgezeichneten Ruf des Ruhrstahls durch seine einzigartigen Tiegelstahl-Produkte später in alle Welt tragen. So rauchten die Schornsteine im Revier längst schon, als endlich mit einem entscheidenden technischen Fortschritt die enge Verzahnung von Kohle und Stahl möglich wurde. Denn in allen Zeiten war Eisenerz, um die erforderlichen hohen Temperaturen zu erreichen, mit Holzkohlen verhüttet worden. Nun erst gelang es, nach Jahrzehnten des Herumprobierens, aus der an der Ruhr reichlich vorhandenen Fettkohle brauchbaren Koks zu backen. Und weil mit dem um die Mitte des 19. Jahrhunderts stark zunehmenden Eisenbahnbau nun auch ein Großkunde bereitstand, der Stahl in großen Mengen und reichlich Kohle für den Betrieb nachfragte, nahm das Revier seit den 1850er Jahren einen gewaltigen Aufschwung, und das Ruhrgebiet entstand.

Kohle und Stahl sind die Stoffe, auf denen die Industrialisierung beruhte. Im Jahrzehnt nach der Revolution von 1848/49 kam noch ein weiterer Wachstumsfaktor hinzu: Man fand nämlich, in enger Verzahnung mit den Flözlagen des Karbon, einige Eisensteinflöze, den sogenannten „Blackband“, vornehmlich im Dortmunder Raum. Kohle und Eisenerz auf denselben Zechen zu fördern, das musste hochlukrativ erscheinen. Und so setzten nun auch spekulative Investitionen ein, aber auf längere Sicht erwies sich der Eisenstein als wenig ergiebig, und manche groß geplanten Hüttenbetriebe machten bereits bankrott. Dennoch schritt die Wachstumsgeschichte des Ruhrgebiets nun mit riesigen Schritten voran. Hatten im Jahre 1849 etwa 12.000 Bergleute Kohle gefördert und rund 2.800 Arbeiter Roheisen erschmolzen oder Metallerzeugnisse gefertigt, so sollten, am Ende einer ersten starken Wachstumsphase, im Jahre 1875 etwa 84.000 Bergleute Kohle gewinnen und 30.800 Arbeiter Roheisen erschmelzen; in der sonstigen Metallverarbeitung und im frühen Maschinenbau wurden nun 13.700 Männer beschäftigt. Dagegen sank die Beschäftigung in der früher auch in dieser Region durchaus bedeutenden Textilindustrie im selben Zeitraum von 4.000 auf 3.600 Arbeitskräfte.

Man sieht, das Ruhrgebiet gewann als Montanregion Gestalt. Das Bevölkerungswachstum folgte der industriellen Expansion. In den vier Kernkreisen der Industrialisierung: Duisburg,

Essen (das anfangs zum Kreis Duisburg gehörte), Bochum und Dortmund, wurden 1818 gerade einmal zusammen knapp 120.000 Menschen gezählt. 1848 waren es erst 221.000, aber 1875 bereits 679.000 und 1890 fast 1.085.000, und die Zunahme, die sich nun aus Zuwanderern und aus der Familienbildung dieser stets jungen Zuwanderer errechnete, sollte jetzt, ab 1895, noch einmal in ein nur gewaltig zu nennendes Wachstum münden. Man nennt diese Blütezeit der Schwerindustrie zwischen 1895 und 1914 oft „Hochindustrialisierung“, weil sich jetzt die ganz anderen Produktionsbedingungen, Schichtungen und Lebensweisen der Bevölkerung als „Industriegesellschaft“ endgültig, unwiderruflich, durchsetzten. An der Wende zum 20. Jahrhundert wuchsen die Städte der Region, zu Beginn des 19. Jahrhunderts kleine Orte mit ein paar Tausend Einwohnern, teilweise durch Eingemeindung der umliegenden Kirchdörfer und Industrie-Vororte zu Großstädten, und das Ruhrgebiet dehnte sich über die genannten Kernkreise aus, überwiegend nach Norden, in den Emscher- und Lipperaum.

Damit war eine neue, eigenartige Gesellschaft entstanden: die regionale Montangesellschaft. Sie unterschied sich nach Herkunft, Beschäftigungsformen und Lebensweisen deutlich von anderen regionalen Arbeitsgesellschaften, und sie beherrschte das Bild, in manchen Vororten bis zur Ausschließlichkeit. Eine vergleichbare Homogenität der Erwerbsgesellschaft, hier um Kohle und Stahl, wurde nirgends sonst erreicht. Das war in anderen europäischen Montanregionen: in England, Belgien und bestimmten Landschaften Frankreichs, ganz ähnlich, wie auch in Oberschlesien oder an der Saar, aber das Ruhrgebiet wuchs zur größten dieser Regionen und, in sozialstruktureller Hinsicht, zu einem Prototyp einer Montanregion. Es war immer auch eine Krisenregion, denn gerade bei Kohle und Stahl werden Absatzkrisen bis heute viel stärker gespürt als in anderen Branchen. Die Krisenjahre überwogen gar nach 1914: Sieht man von den besonderen Bedingungen der Kriegszeit ab, so geriet das Revier ab 1918 nach anfänglichem Wiederaufschwung dank inflationsgestützter Nachfrage – 1922 wurde mit weit mehr als einer halben Million Männern im Kohlenbergbau der Höchststand aller Zeiten erreicht – in eine Absatz- und Rationalisierungskrise mit dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise ab 1929/30. Sonderkonjunkturen waren es nun, die den Ausstoß an Kohle und Stahl emportrieben: Die Rüstungskonjunktur der Nationalsozialisten spätestens ab 1936, die Kriegsbedarfe an Eisen und Stahl, die Wiederaufbaukonjunktur und, in den Wirtschaftswunderjahren der Nachkriegszeit, neuerlicher Stahlbedarf etwa mit der Massenmobilisierung.

Veränderungen in der Bereitstellung und Zusammensetzung der Energiebedarfe moderner Volkswirtschaften hatten sich in Deutschland mit dem Aufschwung des Braunkohlenbergbaus als eines wichtigen Versorgers der neuen Elektrizitätswirtschaft teilweise schon in der Zwischenkriegszeit abgezeichnet. Überversorgung mit Steinkohle war dann zu erkennen, als das Rohöl auf die Weltmärkte drängte. Anderes kam hinzu, so beispielsweise der relativ immer geringere Koksbedarf im Verhüttungsprozess, die Elektrifizierung und Motorisierung des Verkehrs und auch die Umstellung des Hausbrands auf die damals sehr preiswert und viel sauberer erscheinende Ölversorgung. 1957 wurde das Jahr der Krise, und in den frühen 1960er Jahren wurde bereits unausweichlich, dass die alten Hellwegstädte, die sich bisher gern als Stätten der Kohle und des Stahls gerühmt hatten, als solche bald nicht mehr würden existieren können.

Das war der Beginn eines Strukturwandels, der sich noch in der Gegenwart fortsetzt. Wieder veränderte die Region fundamental ihre Prägungen. Es gibt seit einiger Zeit nur noch sehr wenige große Zechen und nur noch einen großen Hüttenkonzern. Im Jahre 2018 soll jegliche Kohlenförderung eingestellt werden. Heute, mehr als ein halbes Jahrhundert nach Einsetzen der Bergbaukrise (der Stahlabsatz geriet etwa ein Jahrzehnt später in die Krise), unterscheidet sich die Erwerbsstruktur der ehemaligen Montanregion so gut wie nicht mehr von derjenigen anderer Regionen und Großstädte. Das Ruhrgebiet weist seit der Jahrtausendwende eher weniger Industriebeschäftigte auf als manche Landkreise in der Umgebung, etwa die Kreise Arnsberg und Borken. Längst sind einige große Unternehmen der Energiewirtschaft sowie die Chemiebranche bedeutsamer als Bergbau und Hütten, nicht nur, was die Beschäftigung angeht. Diese weist im Übrigen ein stärker diversifiziertes Grundmuster auf als jemals zuvor, und zwar vor allem als Folge der privaten und öffentlichen Dienstleistungen, die längst das Erwerbsbild bestimmen und denen neben vielem Anderen endlich der Einstieg der Frauen in das Erwerbsleben auch in dieser riesigen Region der schweißtreibenden Männerarbeit zu verdanken war. Das spiegelte sich vor allem in den Ergebnissen der „Bildungsrevolution“ der 1960er und 1970er Jahre. Ursprünglich angetreten, um auch den Arbeiterkindern im Ruhrgebiet endlich Wege zu höherer Bildung zu eröffnen, ebneten die Bildungsreformer vor allem den Arbeitertöchtern den Weg zum sozialen Aufstieg. Seit rund zwei Jahrzehnten gilt das Ruhrgebiet – seit Gründung der Ruhr-Universität 1965 sind zahlreiche höhere Bildungsanstalten hinzugekommen – als ausgeprägte Bildungs- und Kulturregion.

Das kam nicht von ungefähr. Auf zwei Wegen ist der Strukturwandel vergleichsweise konfliktfrei vorangetrieben worden: durch staatliche Hilfen und durch die Mitwirkung der gesellschaftlichen Kräfte, namentlich auf dem Wege der Montanmitbestimmung, einer Besonderheit im deutschen Betriebsverfassungsrecht (seit 1951). Die staatlichen Hilfen wurden, in einer Serie aufeinander folgender Förderprogramme, auf kommunaler, landes- und bundespolitischer Ebene und schließlich auch seitens der Europäischen Union gewährt. Sie vor allem gaben den Hunderttausenden Arbeiterfamilien, deren Arbeitsplätze entfielen und deren Existenz damit prekär wurde, die nötige Zeit und oft auch mancherlei Chancen, die Umstellung nicht nur mit einem anderen Arbeitsplatz an sich zu vollziehen, sondern auch gedanklich zu bewältigen. Gegenwärtig (2010) arbeiten noch rund 24.000 Beschäftigte in bergbaulichen Betrieben ausschließlich im Norden des Reviers. Die dortigen kommunalen Gebietskörperschaften stehen deshalb in den kommenden Jahren vor riesigen Herausforderungen. In dieser zuletzt industrialisierten Teilregion ist der Strukturwandel noch längst nicht beendet.

Insgesamt hielt die schwerindustrielle Blütezeit des Reviers ziemlich genau über 110 Jahre an, von 1850 bis 1960. Sie war, in der ersten Hälfte dieser Zeit (bis 1914), von Aufschwungjahren geprägt, die dem Äußeren der Landschaft ein unverwechselbares Gepräge gaben und die seine Wahrnehmung bis heute bestimmt haben. In der zweiten, etwa eine Generation umgreifenden Phase überwogen die Krisenerfahrungen, die sich den wirtschaftlichen Wechseln so sehr wie den politischen Brüchen verdankten. Die große Masse an Menschen, die das Ruhrgebiet weiterhin bevölkerten – und die nach 1945 durch das Einströmen von Flüchtlingen

und Vertriebenen, seit etwa 1960 dann durch Zuwanderung damals so genannter Gastarbeiter, noch einmal kräftig „durchmischt“ wurden –, hat einigen Wohlstand erst unter den gänzlich anderen Bedingungen der Nachkriegszeit erreichen können. Auch darin unterscheiden sich jene 5,3 Mio. Menschen, von denen dabei zumeist die Rede ist, also knapp ein Drittel der nordrhein-westfälischen Bevölkerung, nicht mehr von jeder anderen deutschen Region.

II. Raum und Geschichte

Wer von 5,3 Mio. Menschen spricht, meint die heutige Bevölkerung im Gebiet des Regionalverbands Ruhr (RVR). Dieser 1920 als Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk entstandene, in der Nachkriegszeit über einige Jahrzehnte als Kommunalverband Ruhrgebiet firmierende „kommunale Zweckverband“ bietet eine gewisse, hinsichtlich ihrer Kompetenzen nach wie vor recht schwache „Klammer“ für die derzeit 53 „kommunalen Gebietskörperschaften“, die ihm angehören. Eine administrative Klammer, vergleichbar den Regierungsbezirken, bildet der RVR nicht, auch wenn ihm der Gesetzgeber jüngst eine gewisse regionale Planungskompetenz übereignet hat.

Und außerdem umfasst das Verbandsgebiet, aus in der Entstehungszeit gut gemeinten Gründen, einen größeren Raum als das eigentliche urbane Kerngebiet. Man dachte in erster Linie an die Versorgung der industriellen Kernzone durch die umliegenden ländlichen Räume. Es fällt außerordentlich schwer, dem Ruhrgebiet eine andere räumliche Einheit zu unterstellen als diejenige einer Schwerindustrie, die es heute kaum noch gibt. Die pure Geografie erlaubt keinerlei überzeugende Grenzziehungen. Der den Namen gebende Fluss bezeichnet nur die Ursprungsformation der Moderne, das Kerngebiet fand und findet sich nördlich davon. Die Geologie könnte helfen, legt man denjenigen Raum zugrunde, in dem Kohle gefördert wurde oder auch in Zukunft gewinnbar erscheint. Dann würde Münster dazu gehören. Richtiger erscheint es, den tatsächlichen Aufwuchs der Schwerindustrie, die wirtschaftliche und weitgehend auch politische Prägung durch die sehr großen Unternehmen in Kohle und Stahl, als wesentliches Prägemerkmale zu bestimmen, auch und gerade hinsichtlich der so verursachten Folgeerscheinungen. Allein der Montanwirtschaft verdankt das Ruhrgebiet seine Entstehung und seine anhaltenden Besonderheiten. Anders als in sonstigen Industrieregionen haben Zechen und Hütten die Topografie der Landschaft zutiefst verändert, indem sie Täler und Berge im Wortsinn schufen, Erschließungswege zu Land, zu Wasser und auf der Schiene errichteten, die Städte aneinander wachsen ließen und in den Städten das soziale Gefüge durch Siedlungstätigkeit und Stadtplanung nach ihren Bedürfnissen räumlich ordneten – mit anhaltenden Folgen für die binnenregionale Durchgliederung, für die alltäglichen Bindungen und Beziehungen der Menschen. Erst seit das Ruhrgebiet zur Bildungsregion wurde, sind sich seine Einwohner der Gründe und Umstände ihres Miteinander zunehmend bewusst geworden.

Dass dem Ruhrgebiet bis heute eine stärkere administrative Durchgliederung versagt blieb, hatte viele Gründe, welche die innere Raumbildung bestimmt haben. Zu den wichtigsten zählt der Umstand, dass die moderne Verwaltungsgliederung durch die preußische Obrigkeit im

Anschluss an den Wiener Kongress 1815 für die beiden preußischen Westprovinzen, das Rheinland und Westfalen, dauerhaft festgelegt wurde – sie ist in den regionalen Zuständigkeiten mit Regierungspräsidien in Münster, Arnsberg und Düsseldorf bis heute bestehen geblieben. Die Behördenstruktur als „harter“ Standortbildner, an dem sich zahllose „weiche“ wie die Verbände, Korporationen und privatwirtschaftlichen Zentren zu orientieren pflegen, ist also, *erstens*, entstanden, bevor die moderne Industrie als neuer Standortbildner in ihren Wirkungen auch nur zu erahnen war. Die Schwerkraft der administrativen Institutionen überdauerte (nicht nur zwischen Ruhr und Lippe) den Wandel.

Der *zweite wichtige Grund* hing mit den eher politischen Zuständen im historischen Wandel zusammen. Denn das vormoderne territoriale Gefüge wirkt ja letztlich noch heute in den dauerhaften administrativen Zuordnungen nach. Außerdem: Zu keinem Zeitpunkt seiner Geschichte, die bis zum Beschluss des Alliierten Kontrollrats 1947 über die Auflösung Preußens als staatliche Einheit anhielt, war dieser Staat daran interessiert, neue regionale Schwerpunktbildungen zu gestatten. Im Gegenteil, dem Ruhrgebiet blieben wegen einer beinahe chronischen Sicherheitsbesorgnis Einrichtungen einer regionalen Identität versagt: Universitäten, sogar (mit einer Ausnahme) Kasernen. Dort, im Ruhrgebiet, hätte ja ein vielleicht schwer beherrschbarer Kern autonomer Willensbildung entstehen können, und überhaupt, im Verständnis jener Zeit wurden Einrichtungen „höherer“ Bildung für die weit überwiegende Arbeiterbevölkerung nicht eben für dringend gehalten. Und als die Alliierten, zumal die für den Nordwesten zuständige englische Besatzungsmacht, nach dem Zusammenbruch 1945 die Neuordnung Deutschlands in Angriff nahmen, stand eine ganz andere, schon 1918 beherrschende Sorge im Vordergrund: Nie wieder sollte Deutschland, gestützt durch die Industriemacht des Ruhrgebiets, einen Waffengang unternehmen können. Zeitweise, bis zur befohlenen Gründung des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen 1946 in der typisch so genannten „Operation Marriage“, stand die Bildung eines neutralisierten oder dauerhaft besetzten Eigenstaats „Ruhrgebiet“ zur Diskussion.

Ein *dritter wichtiger Grund* für die Störungen der regionalen Selbstfindung verbindet sich mit der Besonderheit der Menschen, die das Ruhrgebiet bevölkerten. Schon seit den 1850er Jahren übertrafen die Zugezogenen sehr bald die Ortsansässigen. Und die ersteren, zumal die Generation der jeweiligen Zuwanderer, strebten kaum je nach einer neuen regionalen Identität, sie hatten andere Sorgen. Sie und ihre Kinder sahen sich überdies ganz anderen Milieu-Bildnern ausgesetzt: den Zechen und Hüttenwerken als Formkräften eines arbeitsreichen Alltags, den Kirchen, den Gewerkschaften und Parteien, dem eher durch Wohnkolonien als durch die Städte geformten kommunalen Dasein. Mehr noch: Arbeiterbevölkerungen streben, das hat schon der Soziologe Georg Simmel Anfang des 20. Jahrhunderts bemerkt, weit weniger und jedenfalls nicht zunächst nach regionaler Identität; es sind eher „bürgerliche“ Schichten, denen solches Begehren typisch ist. Bis zum Strukturwandel hatte sich jedoch das Bürgertum im Revier, wegen der Besonderheit der montanindustriellen Erwerbsschichtung, kaum entfalten können. Es stand zudem gleichfalls unter dem Einfluss der schweren Industrie, und es hatte gar, soweit

es „akademisch“ gebildet war, importiert werden müssen. So gesehen, hat der viel beschwo-rene „Strukturwandel“ der Nachkriegszeit, indem er eine sehr tief greifende Umschichtung, „Normalisierung“ und damit auch „Verbürgerlichung“ der gesellschaftlichen Strukturen in der Region auslöste, erst die sozialen Voraussetzungen für regionale Identitätsbildung geschaffen. Es gehört zu den Paradoxien der Ruhrgebietsgeschichte, dass dieser Prozess zwar zuvor längst eingesetzt hatte, sich aber erst verstärkte, als die Form gebende Hauptkraft, die Montanindustrie, an Bedeutung verlor.

Viertens schließlich die Städte. Zwischen etwa 1850 und 1914 wuchsen sie durch Zuzug und Eingemeindungen, und mit der letzten großen Eingemeindungswelle der späten 1920er Jahre sogen sie die sie umgebenden Landkreise auf. Sie traten damit in unmittelbare Nachbarschaft, in Konkurrenz zueinander. Im Ruhrgebiet gehört Dortmund zum „Hinterland“ von Bochum – und umgekehrt. Nun waren die Städte sehr groß und mächtig geworden, jede für sich, und eines gemeinsamen Planungsverbands in der Region schien es nicht mehr zu bedürfen. Städte pflegen lokale, nicht regionale Kulturen. Einer regionalen Identität jenseits kommunalrechtlicher Belange stehen sie im Wege.

Als eine eher politische Einheit, freilich ohne jede administrative Konsequenz, ist das Ruhrgebiet von innen und außen erst in den 1920er Jahren wahrgenommen worden. Jetzt hatten die lange währenden nachrevolutionären Wirren und Ereignisse – gipfelnd in den wirtschaftlichen Auseinandersetzungen, in der Roten Ruhr-Armee nach dem Kapp-Putsch 1920 und im passiven Widerstand gegen die französisch-belgische Besetzung 1923 – weithin in Deutschland bekannt gemacht, dass hier, im „Wilden Westen“, ein eigenes kollektives Handlungsformat, eine eigene Bevölkerung zusammengemischt worden war, die um ihre Eigenart zu kämpfen begonnen hatte. Seither wusste jedermann in Deutschland, und fatalerweise auch im Ausland, was das war, dieses „Ruhrgebiet“: eine riesige Ansammlung aller Abträglichkeiten, welche die moderne Industriegesellschaft erzeugte – und zugleich das Symbol schlechthin für industrielle Macht, die „Waffenkammer“ des Deutschen Reichs.

Klischees und Stereotypen sind immer schnell erzeugt, verwurzeln sich und zementieren lieb gewordene Wahrnehmungen. Man kann sie, für das Ruhrgebiet, zu Tausenden benennen und ihnen noch in jeder Schrift über die Region nachspüren. In einer „völkisch“ gestimmten Zeit entstand beispielsweise, mit Wilhelm Brepohl als wortreichem Verfechter, das scheinbar wissenschaftlich begründete Gerede vom „Ruhrvolk“, dem merkwürdige und schon sprachlich unerträgliche Besonderheiten wie „biologische Verostdeutschung“ und „kulturelle Verwestdeutschung“ zugesprochen wurden. Letztlich kann man auch darin einen freilich ganz abgleitenden Versuch erkennen, regionale Identität zu begründen. Andere Klischees stützten sich mehr in Äußerlichkeiten ab, in jenem Gesamtbild rauchender Schornsteine, in den unbezweifelbaren Umweltschäden, auch manchmal in der vermuteten Kulturlosigkeit jener Montanproletarier. Man darf daran erinnern, wie stolz eine ganz andere Generation von Fortschrittsgläubigen der-einst auf eben diese Schornsteine gewesen war und wie sehr auf ihnen in der unmittelbaren

Nachkriegszeit zunächst einmal die Erlangung von Wohlstand trotz aller Zerstörung beruhte. Man hat, seit den Zeiten des Strukturwandels, gegen die Klischees vom „Pott“ energisch und mit guten Gründen gekämpft und doch dabei, etwa mit dem Werbeslogan „Der Pott kocht“, für die Wahrnehmung von außen wohl auch bestärkt, was eigentlich überwunden werden sollte.

In all den Kämpfen über Selbstfindung und Identität, das „Image“ nach innen und außen, wird leicht übersehen, dass, neben die Besonderheit der Entstehung des Ruhrgebiets, sehr bald eine andere Besonderheit, die eigene urbane Qualität des Wirtschafts- und Siedlungsraums, getreten ist. Diese „Städtestadt“, wie Alfons Paquet sie wohl als erster genannt hat, bildete eine Eigenart heraus, die man in anderen Welt-Metropolen so nicht findet: Diese sind wohl überall vom Zentrum her gewachsen, aber das Ruhrgebiet wuchs aus vielen Zentren an- und ineinander. Es gab niemals nur ein Zentrum, das administrative Zuständigkeit, Dienstleistungen und kulturellen Glanz nur auf sich allein gezogen hätte. Hierfür war die Standortwahl der schweren Industrie ursächlich. Um das Kohlengebirge zu erschließen, bedurfte es netzartig anzulegender Abteufpunkte für Schächte und Schachtanlagen, und die große Hüttenindustrie siedelte in den ursprünglichen Landkreisen, wenn auch meist am Rand der bestehenden alten Stadtgebilde. Jeder dieser Riesenbetriebe zog dann Scharen von Menschen an sich, für die, möglichst im fußläufigen Umfeld, Wohnquartiere zu errichten waren. Zu Dutzenden, ja, zu Hunderten entstanden Subzentren, die nach kommunaler Eigenständigkeit strebten und diese teilweise auch erreichten – die allermeisten sind freilich von den Riesenstädten der Hellweglinie zuletzt noch in der kommunalen Gebietsreform der 1970er Jahre verschluckt worden.

Bis heute beherrscht diese, tendenziell abwertend ausgedrückt, „Zersiedelung“ die topografische Struktur der Städtestadt. In ihr wirken die Raumfordernden Hiebe der Montanwirtschaft bis in die Gegenwart.

III. Quellen und Dokumente zur Ruhrgebietsgeschichte – Ziele der Dokumentation

Das Ruhrgebiet ist ungeheuer reich an Quellen über seine Geschichte. Mag man bedauern, dass diese heute, wenn nicht über den Leihdienst der Bibliotheken, dann in zahlreichen Archiven und zu einem wichtigen Teil an Aufbewahrungsorten außerhalb des Ruhrgebiets zugänglich sind, so ist doch der Quellenreichtum für sich höchst erfreulich und zugleich problematisch. Niemand ist imstande, die Gesamtüberlieferung zu erfassen, aber das trifft ganz ähnlich für weite Bereiche auch der politischen und der Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts zu. Während man in der Mittelalter- und teilweise noch in der Frühneuzeitforschung um jedes dokumentierte Wort zu kämpfen hat, plagt die Historikerinnen und Historiker des 19. und 20. Jahrhunderts eher die Vielzahl und Vielfalt der Überlieferungen und die damit allgegenwärtige Redundanz. Und dennoch, besonders wichtig erscheinende Entwicklungen sind dann doch wieder kaum oder gar nicht durch Quellen belegt.

In diesem Lesebuch werden Quellen unterschiedlichster Herkunft gedruckt. Wir haben nach intensiver Diskussion nur auf zwei Quellengruppen beinahe vollständig verzichtet: zum einen auf statistische Quellen zur Wachstums- und Schrumpfungsgeschichte der Wirt-

schaft, zur Zuwanderungs-, Bevölkerungs- und Stadtgeschichte und zu vielen sonstigen Bereichen. Solche Quellen sind heute in der Forschungsliteratur bequem erreichbar, werden aber auch durch Einrichtungen wie den RVR etwa für Unterrichts- und Werbezwecke, teilweise und durchaus ausführlich auch im Internet bereitgehalten. Die Einleitungen zu den dokumentierten Themen bieten wenigstens die unentbehrlichsten Hinweise – ein Ersticken im „Datensalat“ wollten wir dem Leser ersparen. Zum anderen verzichtet das Lesebuch nahezu vollständig auf den Abdruck von Bildern, auch wenn – und teilweise: gerade, weil – die „Lesegewohnheiten“ der Moderne in bedeutendem Umfang visuelle Information zu bevorzugen scheinen. Es sei die kritische Bemerkung gestattet, dass anscheinend, je informationsbedürftiger moderne Rezipienten sich geben, die Befähigung zur Vertiefung in dichte, ganz andere, vielfach für sich sprechende Texte verloren zu gehen droht. Dem wollten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Lesebuchs nicht nachgeben. Dieser Gestus fiel umso leichter, als das Genre der Bildbände, auch solcher mit historischen Inhalten, gerade im Ruhrgebiet gegenwärtig – und zumal im Kulturhauptstadtjahr 2010 – eine deutliche Konjunktur erlebt. Gerade die historische Fotografie ist in den letzten beiden Jahrzehnten gleichsam „entdeckt“ worden, und ihre Entwicklung verlief zeitlich synchron zur Ruhrgebietsgeschichte. Es sei auch nicht übersehen, dass historische Bilder, Fotografien zumal, einen hohen Quellenwert besitzen. Will man freilich nicht nur illustrieren, sondern Erkenntnisse aus Bildern herausfiltern, dann bedarf dies einer eigenständigen Methodologie. Illustrierende „Bildgeschichten“ sind jedoch, wie gesagt, reichlich verfügbar. Wir haben uns in diesem Druckwerk entschlossen, gelegentlich die ursprüngliche Quelle durch Faksimiles kenntlich zu machen, und darüber hinaus findet, neben einigen wenigen Plakaten, die Karikatur als eine eigenständige, bisher u.W. in der regionalen Forschung nicht behandelte Gattung wiederholte Berücksichtigung.

Die Herkunft der Quellen ist, der Überlieferung entsprechend, ungemein vielfältig. Unter den zeitgenössisch ungedruckten und gedruckten Quellen wurden solche mit, wie noch zu erläutern ist, eher „wahrnehmungsgeschichtlichem“ Inhalt bevorzugt, aber auf Normen setzende Texte – Gesetze und Verordnungen, Anordnungen an die Polizeibehörden und vieles Ähnliche – konnte nicht ganz verzichtet werden. Gern wurden literarische Texte und zeitgenössische Zeitungsberichte, die für sich hohe Authentizität bieten, berücksichtigt. In weiten Teilen kommt jedoch bisher ungedrucktes oder schwer, nur in Archiven, zugängliches Material zum Abdruck. Bei der Suche bestätigte sich eine grundlegende Erfahrung der Ruhrgebietshistoriker: Die wichtigsten, für die Region insgesamt aussagestarken Quellen sind in den Akten der Regierungsbezirke Arnsberg, Münster und Düsseldorf erhalten, weil die staatliche Mittelinstanz sowohl die Weisungen der Ministerien „von oben“ als auch die Berichterstattung aus den Städten, Kreisen, Polizeidienststellen und wichtigen sonstigen Behörden zu koordinieren und darin Kompetenzen wahrzunehmen hatte. Eben diese Quellen werden außerhalb des Ruhrgebiets, in Düsseldorf für den „rheinischen“ und in Münster für den „westfälischen“ Teil, aufbewahrt. In Münster finden sich außerdem die zentralen Akten des Oberbergamts Dortmund und, wie auch in Düsseldorf, einiger Bergämter und Landkreise. Kriegsverluste sind übrigens kaum zu beklagen, und das gilt

auch für die meisten Stadtarchive im Ruhrgebiet, die teilweise, wie in Dortmund, auf sehr alte Wurzeln zurückgehen, weitgehend jedoch mit der Entwicklung der städtischen Leistungsverwaltungen im Zeitalter der Urbanisierung, also gegen Ende des 19. Jahrhunderts, entstanden sind. Auch andere, teilweise übergeordnete Archivalien wie diejenigen der Ministerien werden gelegentlich herangezogen. Als ein für die Geschichtsschreibung des Ruhrgebiets besonders glücklicher Umstand erweist sich überdies, dass die hier entstandenen Großkonzerne stark genug waren, eigene Firmenarchive aufzubauen, aus denen wiederum gelegentliche Funde in diesem Buch dokumentiert werden. Das betrifft auch die Wirtschaftsarchive zu Dortmund und Köln und vor allem das Bochumer Bergbau-Archiv im Deutschen Bergbau-Museum sowie das Archiv der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie im Archiv für soziale Bewegungen der Stiftung Bibliothek des Ruhrgebiets zu Bochum.

Historiker sind den Umgang mit Serienquellen gewohnt und erstellen solche auch in Druckfassungen – man denke an die Dokumente zur auswärtigen Politik, an Kabinettsprotokolle, aber auch an die Edition von Tagebüchern, an mehr oder weniger vollständige Quellensätze über wichtige, meistens politische Ereignisse und an vieles andere. Etwa sind zur deutschen „Landesgeschichte“ und oftmals zur Geschichte wichtiger Städte in bestimmten Phasen ihrer Entwicklung teilweise über Jahrzehnte große Quellensammlungen veröffentlicht worden, wobei sich wissenschaftliche Akademien, wo es solche gab und gibt, um solche editorischen Großprojekte verdient gemacht haben. Eine ähnliche Serienpublikation böte sich gerade auch für das Ruhrgebiet an. Sie könnte aus schier überbordendem Quellenreichtum schöpfen, ließe sich, da ein vergleichsweise kurzer historischer Zeitraum zu dokumentieren wäre, sachthematisch überzeugend gliedern und würde künftigen Generationen sicheren und im Einzelnen stark vertieften Rückgriff auf Gewesenes ermöglichen. Eine „Akademie des Ruhrgebiets“ gibt es bisher nicht, mithin auch keinen Träger eines solchen Unterfangens, und es bleibe dahingestellt, ob eine solche Maßnahme zu wünschen ist.

Warum dies zu erwähnen ist: Dieses „Historische Lesebuch Ruhrgebiet“ will eine denkbare serienartige Quellenpublikation nicht vorwegnehmen, noch gar ersetzen. Einzelne Aspekte der Ruhrgebietsgeschichte sind ja auch bereits durch meist sehr seriöse Quellenpublikationen dokumentiert worden. Das „Lesebuch“ verfolgt andere Ziele:

Eine auch nur einigermaßen durch Kenntnis gesättigte Überblicksgeschichte des Ruhrgebiets gibt es gegenwärtig nicht – umso zahlreicher finden sich in den Regalen der Buchhändler populäre, kaum auf Probleme konzentrierte Veröffentlichungen: von anregender Durchreiselektüre bis zur anekdotenhaften Geschichtspräsentation auf wenigen Seiten. Wer sich in lernender Absicht über diesen einzigartigen Wirtschafts- und Kulturraum kundig machen will, wird vom Buchmarkt enttäuscht. Wer darüber, in unseren Schulen, auch lehren und lernen will, muss sich das Material mühsam selbst zusammenstellen. Sicher leisten dabei Bibliotheken, Stadtarchive und einzelne historische Zentren und Gedenkstätten, die in manchen Städten des Ruhrgebiets teilweise anlassbezogen entstanden sind, wertvolle Hilfen. Wir hoffen nun, mit diesem Lesebuch dem historisch interessierten Leser, der mehr und Authentisches über die Region erfahren will, einen informationsreichen Rückhalt zu geben.

Das Format „Lesebuch“ ist mit diesem Ziel gewählt worden. Es bietet erzählte Geschichte mehr als systematische Interpretation, Wahrnehmung mehr als hieb- und stichfeste Daten und Strukturen, aber es enthält von all dem eine gehörige Portion. Es ist vor allem für „den Leser“ gedacht, gleichviel, welchen Motiven sich die Bereitschaft zur Beschäftigung mit der Ruhrgebietsgeschichte verdankt. Wir wünschen uns, beispielsweise, dass das eine oder andere der hier präsentierten Dokumente schon im heimatkundlichen Unterricht der Grundschule nacherzählt wird oder dass eines der nachfolgenden 18 Kapitel als Arbeitsgrundlage in einem gymnasialen Leistungskurs dienen kann. Gerade deshalb haben wir uns bemüht, mit den Quellen auf eine Weise umzugehen und sie in einer Weise zu präsentieren, die von der Geschichtswissenschaft geradezu zur Grundlage ihrer Arbeitstechniken gemacht worden und nachfolgend noch zu beschreiben ist.

Es ist in der Vorbereitung der Edition, die auf langjährige Absichten zurückgeht, gelungen, unter Darlegung dieser Absichten Unterstützung einzuwerben. Das betrifft zu allererst die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Doktorandinnen und Doktoranden des Instituts für soziale Bewegungen der Ruhr-Universität Bochum und der mit diesem Institut eng verbundenen Stiftung Bibliothek des Ruhrgebiets zu Bochum. Indem auf diese Weise durch Eigenforschung erlangte Kompetenz eingebracht und die Quellenrecherche von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Bibliothek des Ruhrgebiets unter der Leitung von Frau Klara Prinz und Frau Beate Hepprich sowie von den Leitern des Archivs für soziale Bewegungen, Herrn Dr. Gustav Seebold und Herrn Holger Heith, fachkundig unterstützt wurde, entstand ein Gemeinschaftswerk. Nicht überall reichte die im Hause vorhandene sachliche Zuständigkeit, und so danken die Herausgeber ganz besonders den beiden externen Mitarbeitern, Herrn Prof. Dr. Dieter Scheler (Kap. I) und Frau Dr. Dagmar Kift (Kap. XVIII), für ihre Bereitschaft zur Mitwirkung. Entschiedener Dank gilt außerdem den zahlreichen Bibliothekarinnen und Bibliothekaren, Archivarinnen und Archivaren, die uns bei der Suche nach Quellen selbstlos unterstützten. Dabei stellte sich heraus, dass einige Fundorte besonders ergiebig waren, und das wird dem kundigen Leser an den Kopfreigesten auffallen. Wir haben darüber hinaus in einer Schlussphase der Vorbereitungen während eines Workshops gerade den eben bezeichneten Personenkreis um mitlesende Wahrnehmung und Kritik anhand beinahe fertiger Entwürfe für die einzelnen Kapitel gebeten und dadurch wichtige weitere Hinweise erhalten, aber auch Hinweise solcher Art, die man sich „ins Stammbuch“ schreiben muss. Dafür danken wir sehr nachdrücklich.

Entscheidend war schließlich, dass es gelang, für die dargelegten Absichten einen Förderer zu gewinnen. Ohne eine am Institut für soziale Bewegungen eingerichtete Koordinationsstelle, die von Mitte 2007 bis zum Frühjahr 2010 durch Dr. Thomas Urban wahrgenommen wurde, hätten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht zusammengefunden und wären die vielfach sehr ausführlichen, gesammelten Quellenkonvolute, aus denen dann unter Rücksprachen eine weitere Auswahl getätigt werden musste, nicht zu bewältigen gewesen. Die Personal- und Sachkosten dieser Koordination hat die Stiftung Mercator in Essen übernommen. Die Herren Staatssekretär a. D. Rüdiger Frohn als Vorsitzender des Beirats und Dr. Bernhard Lorentz als Geschäftsführer der Stiftung haben unsere Arbeit begleitet, uns ermuntert und unterstützt, und dafür bekunden wir unseren herzlichen Dank. Nicht zuletzt ist die Drucklegung des Werks zu

einem vertretbaren Preis durch die Stiftung Mercator und den Klartext Verlag in Essen, dessen Geschäftsführer Dr. Ludger Claßen und weiteren Mitarbeitern wir ebenfalls zu Dank verpflichtet sind, möglich geworden. Unser besonderer Dank gilt schließlich Frau Jutta Schröder, die zahlreiche Transkriptionen oft schwer zu entziffernder Texte gefertigt hat, sowie Frau Jelena Jojevic B.A. und Frau Kathrin Oerters M.A., die uns bei den Korrektur- und Registerarbeiten unterstützten.

IV. Editorische Hinweise

Unsere Dokumentation präsentiert rund 600 bisher ungedruckte, aber auch bereits veröffentlichte Quellen zur Geschichte dieser Region von den Anfängen bis zur Gegenwart. Angesichts der kaum überschaubaren Fülle an überliefertem Material zur Ruhrgebietsgeschichte kann es sich selbstverständlich nur um eine ganz eng begrenzte Auswahl von Quellen verschiedenster Provenienz handeln. Die Spannweite reicht von persönlichen Schriftstücken einzelner Betroffener und Handelnder über literarische Verarbeitungen bis hin zu teilweise Norm setzendem behördlichen Schriftgut. Insgesamt soll die weiter oben begründete Schwerpunktsetzung dem Leser mit der Authentizität der Quellsprache möglichst vielfältige, stets vertiefend gemeinte Einblicke in das Werden und den Wandel der Region ermöglichen.

Die Auswahl der Quellen folgte keinen starren Kriterien, sondern richtet sich nach der Einschlägigkeit der jeweiligen Dokumente für zuvor ausführlich diskutierte, ausgewählte Sachthemen. Dabei sollen wesentliche Deutungsstränge, darunter Industrie, Arbeit und Alltag, Migration, Urbanisierung, Strukturwandel und Politik, anhand der zusammengestellten Quellen als „rote Fäden“ erkennbar hervortreten. Grundsätzlich soll die Quellensammlung dem Benutzer, dem historisch interessierten Laien in gleichem Maße wie dem Schüler, Studierenden oder Wissenschaftler, dazu dienen, nach Dokumenten zu schürfen und dabei nicht nur auf Erwartbares (und bereits Veröffentlichtes), sondern auch auf Überraschendes und Abseitiges zu stoßen.

Von Ausnahmen abgesehen, werden im „Historischen Lesebuch Ruhrgebiet“ Schriftquellen in transkribierter Form abgedruckt. Die wenigen Faksimiles (mit oder ohne Transkription) wurden in erster Linie aufgrund ihres Quellenwerts aufgenommen. Gleichwohl verbindet sich der Quellenwert in den meisten Fällen mit einem eher illustrativen, der optischen Auflockerung der Publikation dienenden Zweck.

Die Quellen sind in achtzehn sachthematische Kapitel geordnet, die im Wesentlichen chronologisch angelegt sind, sich jedoch untereinander teilweise zeitlich überlappen. Innerhalb der einzelnen Kapitel folgen die Dokumente dagegen einer strengen Chronologie. Den jeweiligen Quellen-Kapiteln sind kurze Einleitungstexte vorgeschaltet, die die abgedruckten Dokumente in einen lockeren sachlichen Kontext bringen. Somit ist es weder Intention noch Aufgabe der Einleitungen, dem Leser umfassende Interpretationen der zusammengestellten Dokumente verfügbar zu machen. Mitunter haben sich bestimmte Quellen für mehrere Kapitel angeboten. Hier musste nach Rücksprache mit den Bearbeitern zu Gunsten bzw. zu Lasten eines Kapitels entschieden werden; Querverweise zwischen den Kapiteln und Dokumenten erleichtern dabei,

Zusammenhänge herzustellen. Um dem Benutzer einen raschen Zugriff auf einzelne Dokumente zu erleichtern, wurde ein Dokumentenverzeichnis, ebenfalls nach Kapiteln angeordnet, vorangestellt.

Obwohl es in der Geschichtswissenschaft bis heute keine offiziell festgeschriebenen editionstechnischen Standards gibt,¹ wurden die Quellen im „Historischen Lesebuch Ruhrgebiet“ gemäß der üblichen Praxis der Historiker aufbereitet. Die „Kopfregesten“ sind von den Autorinnen und Autoren der einzelnen Kapitel angefertigt worden, stimmen also grundsätzlich nicht mit eventuell vorhandenen Überschriften in den Vorlagen der Quellen überein. Sie enthalten in der fett gedruckten Titelzeile in gedrängter Form den Hauptinhalt und das Entstehungsjahr der jeweiligen Quelle. Hierbei tritt die Interpretation gegenüber einem eher deskriptiven, „neutralen“ Stil zurück. Der untere Teil gibt, soweit möglich, Auskunft über den Typ des Dokuments (Rundschreiben, Bericht, Rede etc.), den oder die Urheber der Quelle, den oder die Adressaten, die Datierung, sowie – sofern es sich nicht um eine Originalausfertigung handelt – über den Grad der Originalität. Im Anschluss hieran wird der Fundort der jeweiligen Quelle unter Angabe beispielsweise des Druckorts oder des Bestands im Archiv, der Akte und des Blatts (soweit im Archiv paginiert wurde) nachgewiesen. Bei Zeitungsartikeln sind – falls bekannt – der Verfasser, der Titel, die Nummer der Ausgabe und das Datum aufgeführt. Diejenigen Dokumente, die bereits in der veröffentlichten Literatur (Monografien, Quellensammlungen etc.) gedruckt wurden, werden durch entsprechende bibliografische Angaben, allerdings beschränkt auf einen Druckort, ergänzt. Das Gleiche gilt für gedruckte Quellen wie z.B. Zeitschriftenaufsätze, Reiseberichte und Reportagen. Gemäß dem alten Historikergrundsatz „ad fontes!“ wurde dabei, soweit vertretbar, versucht, der „ursprünglichen“ Quelle habhaft zu werden, und dabei ergaben sich, ohne dass dies eigens vermerkt würde, manchmal überraschende Befunde zur Zuverlässigkeit anderweitig getätigter Abdrucke. Schließlich wird in den Kopfregesten durch einen Vermerk (Auszug) kenntlich gemacht, dass die Wiedergabe einer Quelle nicht am Beginn der Vorlage, sondern später einsetzt oder zuvor endet.

Bei der Wiedergabe der Quellen sind zurückhaltende, vorsichtige „Modernisierungen“ vorgenommen worden. Die Zahlen eins bis zwölf werden in der Regel ausgeschrieben. Schreibweisen, die in der gegenwärtigen Schriftsprache längst keine Anwendung mehr finden, wurden der heutigen orthografischen Praxis angepasst (z.B. „Teil“ statt „Theil“, „konsumieren“ statt „consumiren“). Offensichtliche Fehler in Orthografie, Interpunktion und Grammatik wurden stillschweigend beseitigt. Dieses Verfahren wurde allerdings in Ausnahmefällen außer Kraft gesetzt: Einzelne „Ego-Dokumente“ (z.B. Bergarbeiter-Bittschriften, Erinnerungen), in denen der

1 Zu den Aufgaben und Problemen von Editionsprojekten bzw. den Vor- und Nachteilen der Editionstechniken in der Geschichtswissenschaft vgl. Lothar Gall/Rudolf Schieffer (Hg.), *Quelleneditionen und kein Ende?* Symposium der Monumenta Germaniae Historica und der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München, 22./23. Mai 1998, München 1999; Patrick Sahle, *Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels*, Köln 2010 (im Druck).

Gebrauch der Schriftsprache deutlich von den Regeln abweicht und für sich Erkenntnisse über die Verfasserpersönlichkeit in ihrer Zeit erlaubt, werden buchstabengetreu wie in der Vorlage wiedergegeben, was im Kopfregegest vermerkt wird.

Handschriftliche Korrekturen, Ergänzungen etc. sind bei der Wiedergabe der Quellen übernommen worden. Dagegen wurden Rand- und Bearbeitervermerke von Hand nur insoweit in den Fußnotenapparat aufgenommen, als sie zur Interpretation und Einordnung der Quelle beitragen bzw. einen eigenen Quellenwert besitzen. Hervorhebungen jedweder Art, die vom Urheber eines Dokuments vorgenommen wurden, sind durchweg kursiv gesetzt. Bei einzelnen Dokumenten (z.B. Flugblättern), die eine Vielzahl von Hervorhebungen aufweisen, werden nur die am deutlichsten markierten Passagen kenntlich gemacht. Handschriftliche Hervorhebungen (z.B. Unterstreichungen) der Empfänger von Schriftstücken wurden in der Regel nur dann in den Anmerkungen berücksichtigt, wenn sie mit gewissem Nachdruck getätigt wurden. Auf eigene Hervorhebungen wurde grundsätzlich verzichtet.

Absätze und Untergliederungen der Quellen sind in der Regel übernommen worden. Eine abweichende Regelung wurde nur dort getroffen, wo die Übersichtlichkeit des abdruckenden Textkorpus zu stark beeinträchtigt worden wäre. Unleserliche Textpassagen und Unterschriften sind durchweg mit einem Vermerk versehen worden. Bei etlichen Quellen des „Historischen Lesebuchs Ruhrgebiet“ wurden an den Stellen, an denen z.B. Redundanzen und längere thematische Abschweifungen drohten, zum Teil umfangreichere, in jedem Einzelfall sorgfältig bedachte Kürzungen vorgenommen. Diese Auslassungen werden durch eckige Klammern gekennzeichnet. Notwendige Ergänzungen seitens der Bearbeiter werden, z.B. bei unvollständigen Sätzen oder Namenszusätzen, ebenfalls durch eckige Klammern kenntlich gemacht.

Die insgesamt sparsame Kommentierung der Dokumente in den Fußnoten beschränkt sich im Wesentlichen auf kurzbiografische Angaben zu den wichtigeren handelnden oder sonstwie bezeichneten Personen bzw. auf knappe sachliche Erläuterungen von Ereignissen und Sachverhalten, die für das Quellenverständnis von größerer Bedeutung sind. Darin war, um den Abdruck nicht zu überfrachten, ein Mittelweg zu wählen, der auch dem mit jeweiligen historischen Umständen weniger vertrauten Leser Verständnis ermöglicht. Wo dies sinnvoll erschien, finden sich in den Anmerkungen zudem Hinweise auf weiterführende Spezialliteratur und Querverweise auf andere Lesebuch-Quellen inner- und außerhalb eines Kapitels. Auf weitergehende Interpretationen der Editoren wurde in den Anmerkungen grundsätzlich verzichtet. Bergmännische Fachausdrücke werden nicht im Fußnotenapparat, sondern in einem Glossar im Anhang der Quellensammlung erklärt. Gleiches gilt für Abkürzungen, die zusammen mit Maß- und Gewichtseinheiten sowie Währungen in einem gesonderten Verzeichnis aufgelöst werden.

Das „Historische Lesebuch Ruhrgebiet“ wird durch ein bedingt hierarchisch gegliedertes, kombiniertes Personen-, Firmen-, Orts- und Sachregister erschlossen. Darin werden Ortsnamen nach gegenwärtigem Eingemeindungsstand den jeweiligen Kommunen zugeordnet.